

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Jepsen, Erling
Kopfloser Sommer

Roman
Aus dem Dänischen von Ulrich Sonnenberg

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4414
978-3-518-46414-4

suhrkamp nova

Erling Jepsen
Kopfloser Sommer

Roman

Aus dem Dänischen von
Ulrich Sonnenberg

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
Hovedløs sommer
bei Peoples Press, Kopenhagen

Erste Auflage 2012
suhrkamp taschenbuch 4414
Deutsche Erstausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2012
Copyright © by Erling Jepsen 2011
Published by agreement with
Leonhardt & Høier Literary Agency A/S, Copenhagen
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlaggestaltung: cornelia niere, München
Umschlagfoto: plainpicture/Arcangel
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46414-4

Kopflöser Sommer

In der Mitte meines Bildes steht ein Haus. Ein bisschen sieht es so aus wie das Haus, in dem wir wohnen, nur ist es größer und älter und noch ein wenig verfallener. Es erinnert ein wenig an eine mittelalterliche Burg. Rund um die Burg zieht sich ein Wallgraben, und dahinter liegt ein Wald. Zwischen den Bäumen gibt es Menschen und Tiere, die meisten sind kopflos. Es ist gut möglich, dass ich die Köpfe später einklebe, aber nicht dahin, wo sie hingehören. Vielleicht setze ich die Menschenköpfe auf die Tiere und umgekehrt, aber sie könnten auch auf der Erde gestapelt werden, wie Kanonenkugeln. Ich werde es einfach ausprobieren. Es ist erst neun, ich bin schon ziemlich weit und habe den ganzen Abend noch vor mir.

Die Abende scheinen länger zu werden, wenn man auf dem Land wohnt; man lernt, sich selbst zu beschäftigen. Ich kann ein bisschen zeichnen und malen, und im Moment bastele ich an einer Collage, die zeigen soll, wo wir wohnen. Aber alles ist verzerrt und übertrieben wie in einem Gruselfilm. Unser Haus ist keine Burg, und selbstverständlich zieht sich auch kein Wallgraben drum herum. Und soweit ich weiß, liegen bei uns im Garten auch keine abgeschlagenen Köpfe. Trotzdem soll man auf der Collage erkennen können, dass es sich um unser Haus handelt. Es ist wirklich nicht einfach, aber ich gebe nicht so leicht auf. Und ich habe auch schon einen Titel, die Collage soll ›Die Familie zieht aufs Land‹ heißen. Wenn es fertig ist, werde ich das Bild Mutter schenken.

Ich summe vor mich hin. Auf dem Schreibtisch liegt ein Stapel alter Zeitschriften und Modemagazine, und während es

draußen allmählich immer dunkler wird, schneide ich Bilder aus und klebe sie auf. Nur, wie krieg ich die Collage richtig gruselig? Soll ich das Familienalbum benutzen? Darin steckt ein Foto, das letztes Jahr aufgenommen wurde, vor der Scheidung meiner Eltern – wir stehen zu viert zusammen und umarmen uns. Wir sehen sehr glücklich aus. Könnte interessant sein, das Foto zu verwenden. Ich könnte die Köpfe austauschen, wie würde das aussehen? Mutter und Vater könnten sich an den Haaren ziehen, sie könnten sich die Köpfe abreißen und damit herumschmeißen. Die Scheidung würde es ziemlich gut beschreiben. Denn was sagt mein Kunstlehrer immer? Wenn der Anlass eines Bildes von etwas Selbsterlebtem ausgeht, dann wirkt es besser. Aber es muss sich um ein wirklich bedeutendes Ereignis für den Künstler handeln, sonst wird es auch dem Betrachter nichts sagen.

Ich bin mitten in der Arbeit, als mein kleiner Bruder anfängt zu heulen. Er hat wieder Albträume – wie so oft zurzeit. Kaum haben wir ihn zu Bett gebracht, setzt er sich auf und ruft tränenerstickt nach Vater. Und dann müssen Mutter oder ich ihn trösten. Manchmal dauert es eine ganze Weile, denn er versteht nicht, warum Vater nicht mehr bei uns wohnt.

»Emilie?«, ruft Mutter aus dem Wohnzimmer. Ich tue so, als hätte ich nichts gehört, und hoffe, dass sie nach ihm sieht. Aber es geschieht nichts, und Jacobs Weinen wird heftiger. Jetzt ruft sie noch einmal, lauter. Schließlich stehe ich auf, schimpfe leise vor mich hin und gehe in den Flur. Die Tür zum Wohnzimmer steht offen, Mutter blickt von ihrem Computer auf und lächelt mir zu.

»Danke, Schatz. Ich bin nur gerade bei der Arbeit.«

Als ob es bei mir anders wäre. Doch ihre Arbeit ist natürlich wichtiger, jedenfalls für sie. Sie hat eine Deadline und muss morgen Mittag um zwölf einen Artikel abliefern. Wie

immer hängt sie hinterher. Wieso kommt sie eigentlich nie auf die Idee, mal früher anzufangen?

Ich bleibe an Jacobs Zimmertür stehen und sage kein Wort. Weil ich nicht sicher bin, ob er wieder eingeschlafen oder tatsächlich wach ist. Jacob liegt ganz ruhig im Bett und starrt an die Decke. Vielleicht hat er im Schlaf geweint und schläft mit offenen Augen weiter, das ist schon öfter vorgekommen.

»Falscher Alarm«, teile ich Mutter auf dem Rückweg mit.

»Das nächste Mal bin ich dran«, verspricht sie.

Ich gehe in mein Zimmer und arbeite weiter. Immer wieder kontrolliere ich mein Handy, das auf dem Tisch liegt. Ich würde mich über einen Gruß von Amalie freuen. Wir haben uns versprochen, auch während der Sommerferien in Kontakt zu bleiben. Amalie ist meine beste Freundin und im Moment mit ihrem Vater in Portugal. Ich verreise dieses Jahr nicht, ich muss mit meiner Mutter und meinem kleinen Bruder hierbleiben, um mich »einzugewöhnen«, wie Mutter es nennt. Und ich soll mich auch nicht mehr beklagen, denn wir wollen unserem neuen Zuhause doch eine Chance geben. Das gilt auch für Jacob. Ihm geht es nicht anders als mir, vielleicht sogar noch schlechter. Er vermisst seine Freunde aus der Stadt, und er vermisst Vater. Das ist am schlimmsten. Wenn Mutter versucht, mit ihm darüber zu reden, wird er noch unglücklicher, deshalb hat sie damit aufgehört. Es ist ja nicht so, dass wir unseren Vater nicht mehr sehen würden. Wir sehen ihn an jedem zweiten Wochenende und an einem Tag unter der Woche. So jedenfalls ist die Regelung, falls nicht irgendetwas dazwischenkommt.

Ich blättere in unserem Familienalbum und finde ein Foto von Vater und mir. Er steht an einem Strand irgendwo in Griechenland, ich sitze auf seinen Schultern. Es ist bestimmt fünf, sechs Jahre her, eigentlich bin ich schon zu groß für ihn –

sieht aus, als könnte er jeden Moment umfallen. Ich glaube, er ist damals tatsächlich hingefallen, aber ich erinnere mich nicht mehr, ob ich mir dabei wehgetan habe. Ich weiß nur noch, dass es lustig war. Soll ich meinen Kopf ausschneiden und irgendwo in die Collage kleben? Vielleicht ins Turmzimmer? Könnte interessant sein, aber ich traue mich nicht, das Familienalbum zu zerschneiden. Mutter würde toben. Und wahrscheinlich ist die Botschaft ohnehin klar: Ihre Tochter findet es doof, dass sie aus der Stadt weggezogen sind – hier zu wohnen ist Schwachsinn. Eine Stunde Autofahrt von Kopenhagen entfernt, ein Dorf, das nicht mal eine richtige Stadt ist: Höchstens zwanzig Häuser, von denen die Hälfte zum Verkauf steht. In der anderen Hälfte wohnen Pendler, die am frühen Morgen in die Stadt fahren und am späten Nachmittag wieder zurückkommen. Vier Kilometer sind es bis zum nächsten Supermarkt. Mutter hat behauptet, es gäbe eine Reitschule, aber da hat sie wohl nicht richtig recherchiert, denn die ist längst geschlossen.

Ich blättere in meinen Zeitschriften und Modemagazinen und versuche ein Pferd zu finden, das ich einkleben kann. Es sollte eins mit einem Reiter sein, denn ich will den Reiter ausschneiden, so dass man nur die Silhouette sieht. Wenn es zum Schluss so richtig unheimlich aussieht, lohnt der Aufwand. Ich blättere, aber ich finde kein Pferd. Dafür eine Spinne. Ich hasse Spinnen, doch hier auf dem Land gibt es viele. Überall sind Insekten und Würmer; abends, bevor ich schlafen gehe, muss ich mein Bettzeug ausschütteln.

Ich schneide die Spinne aus und klebe sie ins Turmfenster. Jetzt sieht sie aus wie ein Auge, das mich anzustarren scheint. Der Spinnenkörper ist die Pupille und ihre Beine sind schwarze Blutäderchen. Sieht tatsächlich ziemlich gruselig aus, ich bekomme eine Gänsehaut – offenbar ist es mir gelungen.

Dann finde ich ein Bild von Jesus und schneide seinen Kopf aus. Wo soll ich ihn hinkleben? Natürlich ins Maul der Flugechse, die an der Brücke über dem Wallgraben Wache hält. Der Saurier zermalmt den Jesus-Kopf zwischen seinen Zähnen, das herabtropfende Blut male ich dazu. Als ich mit der Collage gerade fertig bin und sie ehrlich gesagt ziemlich gut finde, ertönt ein weiterer Schrei aus Jacobs Zimmer. Doch dieser Schrei ist anders. Es klingt, als hätte er nach einem Albtraum die Augen aufgeschlagen, nur um zu entdecken, dass die Wirklichkeit noch schlimmer ist. Und so ist es wohl auch, wie es aussieht, denn als Mutter und ich in sein Zimmer kommen, sitzt er im Bett und zeigt auf das Fenster.

»Da ist ein Mann, da draußen! Er hat zu mir hereingeguckt!«

»Das hast du geträumt, Jacob«, sagt Mutter so ruhig wie möglich, als sie sich auf die Bettkante setzt und ihn in ihre Arme nimmt. Doch er schüttelt den Kopf und starrt weiter auf die Fensterscheibe. Jacob sagt keinen Ton, er zeigt nur auf das Fenster und ist ganz bleich. Langsam läßt er den Arm sinken, hält den Blick aber unverwandt auf das Fenster gerichtet.

Normalerweise frage ich Jacob, was er geträumt hat, wenn er nach einem Albtraum aufwacht. Manchmal muss ich es ihm regelrecht aus der Nase ziehen, das kann schon eine Weile dauern. Denn er mag nicht an seine Träume erinnert werden, aber ich locke ihn mit Süßigkeiten oder drohe, ihn zu verprügeln. Es ist unglaublich, was mein kleiner Bruder so träumt. Allerdings frage ich ihn nicht, wenn Mutter dabei ist; sie will das nicht. Weil er dadurch oft noch mehr weint. Stattdessen gehe ich ans Fenster und schaue hinaus, aber ich sehe nichts. Auch nicht, als ich das Fenster öffne, den Kopf hinausstrecke und am Haus entlangblicke. Sollte sich dort draußen tatsächlich ein Monster herumtreiben, dann will ich es auch sehen.

Aber ich sehe nichts als den gewohnten zugewachsenen Garten. Nichts bewegt sich, kein Geräusch ist zu hören. In gewisser Weise ist es tatsächlich ein wenig unheimlich, denn normalerweise ist es nicht so ruhig. Im Gegenteil. Nicht einmal das viel zu lange Gras vor der Terrasse bewegt sich. Es ist windstill und Vollmond. Alles wirkt ein wenig unwirklich, als wäre es mit einem feinen Pinsel auf einen Bühnenhintergrund gemalt. Am liebsten würde ich diesen Anblick ausschneiden und für meine Collage verwenden.

Jacob hebt wieder seinen Zeigefinger, jetzt richtet er ihn auf mich: »Wer ist das, Emilie? Was will er?«

Ich habe keine Ahnung, wovon er spricht. Und ich habe auch keine Lust, in seine Albträume hineingezogen zu werden. Auch Mutter schaut mich jetzt so misstrauisch an.

»Emilie, was habt ihr gemacht? Hast du ihm etwas vorgelesen? Irgendetwas Unheimliches?«

Hab ich nicht. Ich werde so wütend, dass ich zu meiner Verteidigung nichts hervorbringe, weder habe ich ihm etwas vorgelesen noch eine Geschichte erzählt. Wir haben nur ein bisschen geplaudert und ein Lied gesungen, genauer gesagt, das Lied aus der *Schatzinsel* von den fünfzehn Mann auf des toten Manns Kiste und der halben Flasche Rum. Aber Jacob hat selbst darum gebeten. Danach habe ich ihm einen Gutenachtkuss gegeben und bin in mein Zimmer gegangen. Das ist also der Dank, wenn man ein bisschen nett ist.

»Habe ich dir Geschichten vorgelesen, Jacob?«, frage ich ihn, aber er sieht mich nur an, ohne zu antworten, unglaublich. Ich packe ihn an der Schulter und schüttele seinen kleinen Körper: »Habe ich?«

»Nein, aber du hast ein unheimliches Bild in deinem Zimmer.«

Nun ist es heraus. Ohne zu fragen, hat er sich in mein Zim-

mer geschlichen, in meinen Sachen gewühlt und dabei die Collage gefunden. Mutter will sie sehen. Ich habe keine andere Wahl und muss sie holen, obwohl man ein Kunstwerk normalerweise nicht zeigt, bevor es wirklich vollendet ist. Als ich zurückkomme, reißt sie es mir geradezu aus den Händen.

»Das haben wir in der Schule gelernt«, erkläre ich zu meiner Verteidigung. »Es soll mit Absicht unheimlich sein. Mein Lehrer meint, ich sei gut. Er nennt meinen Stil *gothic*.«

Vor den Sommerferien hat mein Kunstlehrer mich tatsächlich gelobt. Das war zwar für eine andere Collage, deren Stil ist aber ähnlich gewesen. Allerdings bin ich kein Gothic-Typ, ich habe weder Piercings noch laufe ich in schwarzen Klamotten herum, daher war ich ein bisschen verwundert. Aber er hat betont, dass er nur mein Bild meint, es sollte ein Kompliment sein. Die Collage zeigte mich beim Besuch der Domkirche von Roskilde. Ich war in die Katakomben gesperrt und musste mit den toten Königen die Nacht verbringen. Und sie waren alles andere als friedlich und versuchten, mich in ihre Särge zu zerren. Ich kämpfte dagegen an. Eine sehr dramatische und stimmungsvolle Collage, wenn ich das selbst so sagen darf. Meine Klassenkameraden jedoch lachten. Das war nicht beabsichtigt, denn eigentlich sollte die Collage ja unheimlich sein. »Na ja, das Unheimliche ist dem Komischen oft sehr nah«, hatte mein Kunstlehrer mich getröstet. Aber es war zu spät, ich mochte das Bild nicht mehr. Und als die Ferien anfangen und ich mich zu langweilen begann, hatte ich Lust, mit einer neuen Collage zu beginnen. Im gleichen Stil, nur besser. Nun sieht Mutter sie sich an. Zumindest lacht sie nicht.

»Hat das Bild einen Titel?«

»Die Familie zieht aufs Land.«

Sie nickt, will das Bild aber nicht kommentieren, solange Jacob dabei ist.

»Ein schönes Bild«, meint sie und gibt es mir zurück. Sie lächelt, doch auf ihrer Stirn zeigen sich Runzeln. »Allerdings sollst du so etwas nicht herumliegen lassen, das weißt du doch.«

Als ob es meine Schuld ist, dass mein kleiner Bruder ohne Erlaubnis in mein Zimmer geht und in meinen Sachen herum-schnüffelt. Natürlich hätte ich die Collage besser verstecken können, aber er würde sie trotzdem finden.

»Vor dem Fenster stand ein Mann aus Emilies Bild«, behauptet Jacob plötzlich.

»Ein Mann aus meiner Collage? Wer?« Ich halte ihm das Bild hin und erwarte, dass er auf eine der Personen zeigt, vielleicht auf jemanden ohne Kopf. Doch seine Augen irren über das Blatt, ohne zu finden, was er sucht. Es hilft auch nicht, dass er das Bild umdreht und sich die Rückseite ansieht.

»Er ist nicht mehr da«, erklärt er. »Er ist in den Garten gegangen. Er hat am Fenster gestanden und reingeguckt.«

Ich würde gern lachen, aber es bleibt mir im Hals stecken – jetzt spinnt mein Bruder wirklich. Ich schaue meine Mutter an, irgendetwas muss sie doch zu ihm sagen. Doch sie denkt noch immer über meine Collage nach, tiefe Furchen ziehen sich jetzt über ihre Stirn. Offenbar macht sie sich Sorgen wegen des Motivs, allerdings ist das auch nicht überraschend. Erst gestern Abend hat Jacob von einer mittelalterlichen Burg mit kopflosen Bewohnern geträumt. Einige hatten auch Tier-schädel. Jacob hat auch von einem Flugsaurier erzählt, der an einer Hängebrücke Wache hält und an irgendetwas nagt, allerdings wollte er mir nicht erzählen, woran. Alles war so seltsam, eigentlich hätte ich es jemandem erzählen müssen, aber es gibt hier ja niemanden. Ob ihr der Zusammenhang klar ist? Ich habe mich nicht zum ersten Mal durch Jacobs Alpträume inspirieren lassen.

»Von nun an verschließt du so etwas in einer Schublade«, sagt sie.

Ich nicke. Wenn Jacob meine Collagen sieht, bekommt er Albträume. Albträume, die ich ihm entreiße und die mich zu neuen Bildern inspirieren, die dann bei ihm zu weiteren Albträumen führen, und so weiter, und so weiter – es ist eine endlose Schraube.

»Habe ich versucht, aber es passt nicht in die kleine Schublade. Mir wäre ein Schlüssel für mein Zimmer lieber, dann hätte ich wenigstens ein bisschen Privatsphäre.«

Diese Diskussion haben wir schon häufiger geführt, aber Mutter ist zu keinerlei Kompromissen bereit. Sie hasst verschlossene Türen. Außerdem klopft sie immer an, wenn sie zu mir will, sagt sie und wendet sich an Jacob, das soll er doch bitte auch tun. Doch sein Bett ist leer. Ich habe gesehen, wie er aufgestanden ist, und vermute, dass er auf die Toilette gegangen ist.

»Wann darf ich eigentlich zu Vater ziehen?« Ich bin ziemlich sicher, dass ich bei ihm mehr Raum für meine privaten Dinge hätte. Außerdem ist der Zeitpunkt für eine derartige Frage günstig, da Jacob uns nicht hören kann. Eine Antwort erhalte ich allerdings nicht, denn jetzt schreit Jacob schon wieder, nur kommt es diesmal aus dem Wohnzimmer. Es ist der gleiche unheimliche Schrei wie vorhin, abgesehen davon, dass es sich anhört, als halte er etwas vor den Mund, um sich selbst zu dämpfen. Vielleicht sind es nur seine Hände, allerdings klingt der Schrei dadurch noch unheimlicher. Wer soll ihn denn nicht hören dürfen?

Mutter und ich laufen ins Wohnzimmer. Jacob steht am Fenster und zeigt in den Garten. Als wir uns neben ihn stellen und ebenfalls hinausschauen, sehen wir nichts.

»Wo?«, flüstert Mutter.

Aber Jacob zeigt nur nach draußen. Ich gehe auf die Terrasse. Ich möchte das Monster sehen, aber es gibt nichts zu sehen. Doch ich meine, hinter der großen Weide etwas gehört zu haben. Einen tiefen, klagenden Laut, der mich an ein verwundetes Tier erinnert. Die Äste des Gebüschs, das neben der Weide wächst, bewegen sich, obwohl es windstill ist. Irgendwas muss dort sein. In diesem Moment schiebt sich eine Wolke vor den Mond, und ich kann nichts mehr erkennen.

Ich winke Mutter zu mir heraus, ich mag nicht allein auf der Terrasse stehen. Sie ist nicht sonderlich begeistert, kommt aber schließlich zu mir. Jacob bleibt an der Tür.

»Hör mal!«, flüstere ich.

Wir horchen, aber es ist still. Mutter hat schnell eine Erklärung: »Die Geräusche des Gartens sind einfach neu für uns, darüber haben wir doch gesprochen, erinnert ihr euch? Wir wohnen hier noch nicht lange genug und sind aus der Stadt ganz andere Geräusche gewohnt.«

Jacob fällt nicht darauf herein. »Ich habe ihn gesehen! Das stimmt! Wollen wir nicht Papa anrufen?«

Mutter atmet tief durch. Wenn sie etwas vollkommen aus der Fassung bringen kann, dann der Wunsch, Vater anzurufen. Und sie erklärt uns einmal mehr: »Vater ist in der Stadt, er wohnt jetzt woanders. Es dauert nicht mehr lange, bis ihr ihn wiederseht.«

»Dann ist es zu spät, Mama. Er soll jetzt kommen.«

Mutter nimmt Jacob auf den Arm. Eigentlich ist er zu groß, um noch getragen zu werden, aber sie macht es trotzdem. Er legt ihr die Arme um den Hals, und sie blickt ihm eindringlich in die Augen.

»Er kann nicht, Jacob, und das weißt du ganz genau. Du wirst sehen, das war nur ein Vogel oder eine Katze. Kommt, lasst uns hineingehen.«

Doch dann ist dieses Geräusch wieder zu hören, ein stoßweises Klagen. Deutlicher als zuvor, auch Mutter hört es. Dort unten im Garten geht irgendetwas vor sich, in der entferntesten Ecke, hinter der großen Weide! Ich muss an einen Elch denken, ich habe gelesen, dass sie von Schweden über den Sund schwimmen. Aber Elche sind groß und verstecken sich nicht hinter einem Baum.

Jacob schreit und strampelt, und Mutter reicht es jetzt: Sie setzt Jacob ab und geht zum Geräteschuppen. Ein ziemliches Spektakel ist zu hören, ich vermute, dass sie irgendetwas sucht. Als sie aus dem Schuppen kommt, hält sie einen Baseballschläger in der Hand. Sie lässt ihn seitwärts baumeln, geht in den Garten und verschwindet hinter ein paar Büschen. Wir bleiben allein auf der Terrasse.

Ich recke den Hals, um zu sehen, wohin sie verschwunden ist, kann aber nichts mehr erkennen. Ich stelle mir vor, wie Mutter zwischen den Bäumen und Büschen sucht, bereit, mit dem Baseballschläger zuzuschlagen. Aber ehrlich gesagt weiß ich nicht so genau, was sie eigentlich sucht. Und noch schwerer fällt mir die Vorstellung, wie sie dann zuschlägt.

»Was will sie mit dem Schläger?«, flüstert Jacob.

»Sich verteidigen. Wenn es notwendig wird.«

»Das wird es bestimmt. Bringt sie ihn um?«

Bevor ich mir eine Antwort überlegen kann, fragt er nach Vater. Ich zische ihm zu, dass er still sein soll, und versuche ihm zu erklären, dass Mutter diese Fragen nicht mag. Eine Mutter kann sich um ihre Kinder kümmern, jedenfalls unsere Mutter, da kann er ganz beruhigt sein. Das Problem ist nur, dass ich selbst nicht sonderlich ruhig bin. Ich habe das Gefühl, dass viel zu viel Zeit vergangen ist, seit uns Mutter auf der Terrasse allein gelassen hat. Ich friere, obwohl es gar nicht kalt ist. Irgendwo muss Mutter doch sein.

»Wollen wir in den Garten gehen und sie suchen, Emilie?«

Ich schüttele den Kopf, wir könnten uns verlieren. Er stellt sich hinter mich und schlingt die Arme um meinen Bauch. So würde er auch Mutter umarmen, wenn sie hier wäre. Wieso musste Mutter auch ein Haus mit solch einem Garten kaufen? Man kann sich leicht darin verlaufen, denn die Büsche durften sich hier ungehindert ausbreiten, so dass man kaum sehen kann, wo der eine anfängt und der andere aufhört. So hat ein Garten nicht auszusehen, und tatsächlich ist er mit den anderen Gärten an der Straße auch nicht zu vergleichen. Außerdem ist er viel zu groß. Eigentlich sind es zwei Grundstücke, die zusammengelegt wurden, aber es gibt nur ein Haus, unseres. Auf dem anderen Grundstück hat irgendwann auch mal ein Haus gestanden, aber es ist abgebrannt. Die Brandstätte ist noch zu sehen, allerdings ist sie fast völlig mit Unkraut überwuchert. Die beiden Gärten stoßen an einen kleinen Wald. Hinter dem Wald ist der Strand, und auf der anderen Seite des Wassers liegt Schweden. Aber eigentlich habe ich das Gefühl, dass hier alles irgendwie falsch ist: der Garten, der Wald, der Strand und Schweden.

Jetzt endlich passiert etwas, Mutters Stimme ist zu hören – und es klingt, als würde sie zuschlagen. Jacob klammert sich an mich, er zittert am ganzen Körper und fängt an zu weinen. Ich versuche, gefasst zu erscheinen, doch als ich Mutter rufe, bin auch ich den Tränen nahe. Vielleicht sollten wir ins Haus gehen, sorgfältig die Tür abschließen und um Hilfe telefonieren? Ich schreie so laut ich kann, dass ich die Polizei anrufen werde. Dann ist es wieder ruhig, viel zu ruhig. Soll ich in den Garten gehen? Es könnte gefährlich sein. Wenn jemand Mutter etwas angetan hat, könnte dieser Jemand auch auf mich losgehen.

Ich ziehe mein Handy aus der Tasche und halte es drohend

in die Luft. An ein paar Büschen bewegen sich Zweige, wir hören ein Stöhnen und Schnauben. Jetzt kommt uns jemand entgegen. Ich drücke völlig idiotisch und planlos die Tastatur, in der Hoffnung, das Monster dadurch abzuschrecken. Schließlich erkennen wir Mutters Silhouette, sie ist am Leben. Ich bin so erleichtert, dass mir die Tränen laufen. Jacob lässt mich los. Doch Mutter zieht irgendetwas hinter sich her, etwas Schweres. Sie schleppt es über den Rasen, und ich kann nicht erkennen, was es ist. Dann bleibt sie stehen und winkt mich zu sich.

Ich wische die Tränen ab und nähere mich vorsichtig, obwohl es mir überhaupt nicht gefällt. Was liegt dort vor ihr im Gras? Es sieht aus wie ein Mensch. Ich bin nun so nahe dran, dass ich es erkennen kann. Ein junger Mann. Ich bücke mich und hoffe, dass er nicht tot ist. Gott sei Dank, er atmet, aber er blutet auch an der Stirn.

»Scheiße, Mama, was hat du getan?«

Mutter gibt sofort zu, dass die Sache nicht besonders gut gelaufen ist. Sie macht sich große Vorwürfe, bittet mich aber, einen Arm des jungen Mannes zu nehmen. Sie fasst nach dem anderen und gemeinsam ziehen wie ihn ins Licht der Terrasse. Wir wollen sehen, wie schlimm es um ihn steht. Mutter rüttelt an seiner Schulter, aber er reagiert nicht. Ich lege eine Hand an seine Wange, sie fühlt sich kalt an. Hoffentlich ist es nichts Ernstes. Er blutet aus einem Riss an der Augenbraue, an der Stirn zeigt sich ein roter Erguss. Wie konnte sie nur so hart zuschlagen, und dann noch an den Kopf? Er könnte Anfang zwanzig sein und hat ein hübsches Gesicht, aber seine Hände sind überraschend groß und grob. Abgesehen davon wirkt er ein bisschen abgerissen, seine Sachen sind irgendwie zu groß, und im pechschwarzen Haar haben sich Äste und Blätter verfangen. Er sieht aus wie jemand, der sich im Wald verlaufen hat und dort übernachten musste.

»Besser, wir rufen einen Krankenwagen«, sagt Mutter. Mein Handy liegt noch auf dem Rasen, und ich habe Sorge, dass ich in meiner Verwirrung Vaters Nummer gewählt habe. Doch als ich es aufhebe, sehe ich, dass es überhaupt nicht eingeschaltet ist.

In diesem Moment kommt der junge Mann zu sich. Er setzt sich auf und sieht sich verwirrt um.

»Entschuldigung.«

Das hatte ich jetzt nicht erwartet. Mutter ist ebenso überrascht wie ich. Sie entschuldigt sich ebenfalls, es sei ihr Fehler gewesen. Aber davon kann seiner Ansicht nach keine Rede sein, er hätte hier schließlich nichts zu suchen. Und ein Krankenwagen sei wirklich nicht nötig.

»Ich werde gehen, nur ruhig.«

Er versucht aufzustehen, ist aber noch unsicher auf den Beinen. Mutter greift ihm unter die Arme, stützt ihn.

»Was hast du da hinter dem Baum gemacht? Was waren das für Geräusche?«

Er überhört ihre Frage und schaut mit einem traurigen, verlorenen Blick in den Garten. Als blicke er auf ein verlorenes Paradies. Dann klopft er sich den Staub und die Blätter ab und verabschiedet sich. Noch immer steht er nicht ganz sicher auf den Beinen, aber Mutter unternimmt nichts, um ihn aufzuhalten. Sie scheint geradezu glücklich zu sein, ihn wieder loswerden. Eigentlich ziemlich heftig; ich finde, das kann man nicht machen. Mal ehrlich, vor ein paar Minuten hat sie ihm einen Baseballschläger an den Kopf geschlagen. Sie hätte ihn umbringen können.

»Ich glaube, du musst dich noch mal hinsetzen. Du könntest eine Gehirnerschütterung haben.«

Er sieht mich misstrauisch an, und zum ersten Mal bemerke ich seine dunkelbraunen, hervorstehenden Augen. Dann